Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss foresty journal = Journal forestier suisse

Herausgeber: Schweizerischer Forstverein

Band: 94 (1943)

Heft: 1

Artikel: Zu Gottfried Kellers Baumstudien

Autor: Schaffner, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-764592

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu Gottfried Kellers Baumstudien

In seinem autobiographischen Roman schildert der Dichter mit überlegenem Humor, wie der Grüne Heinrich in der Umgebung seines Heimatdorfs mit dem Zeichenstift in der Hand der Natur das Geheimnis ihrer Form entlocken möchte. Aber der stolze Wald stand eng verschlungen Arm in Arm und wollte keinen seiner Söhne einzeln preisgeben. Bis endlich ein gewaltiger Buchbaum herausfordernd vor die verschränkten Reihen tritt wie ein König aus alter Zeit, der den Feind zum Einzelkampfe aufruft. Selbstsicher macht sich der Knabe ans Werk, gerät aber durch das wechselnde Spiel von Licht und Schatten bald in Verwirrung und zeigt sich derart unfähig, die Teile in ein richtiges Verhältnis zueinander zu setzen, daß er sich gezwungen sieht, aus Raummangel die Krone zusammenzudrängen, breit und niedrig, wie die Stirne eines Lumpen. Die lebendige Buche strahlt noch einen Augenblick in noch größerer Majestät als vorher, als wollte sie seine Ohnmacht verspotten, um dann, bei untergehender Sonne, im Schatten ihrer Brüder zu verschwinden. Der zerknirschte Kunstjünger aber zerreißt das Spottbild auf seinen Knien und fühlt sich aus dem Tempel seiner Hoffnungen hinausgeworfen. Die Kreidezeichnung von der Hand des 16jährigen Gottfried Keller (Seite 24) läßt von solchen Schwierigkeiten nichts ahnen. Damals stand er im zweiten Halbjahr seines von Peter Steiger — dem unfähigen Habersaat des Romans — mißleiteten Kunstunterrichts. Ziemlich effektvolle Mache und französische Bezeichnung des Blatts lassen auf eine Kopie schließen, vermutlich nach einer lithographierten Vorlage.

Eine zweite, « Eichen » betitelte Studie ist in München entstanden, wohin sich Keller im Frühjahr 1840 zur weiteren Ausbildung begeben hat (Titelbild). Nach seiner eigenen Versicherung hat er in den zweieinhalb Jahren seines Aufenthalts in der bayrischen Kunstmetropole keinen Strich nach Natur gezeichnet. Das Ölbild ist auf keinen Fall vor dem Objekt, sondern — vielleicht nach einer in Zürich entstandenen Studie — im Atelier gemalt. Eine gewisse Unbeholfenheit in den Baumschlagpartien ist unverkennbar. Aber das eigenwillige Formenspiel des Astwerks mit seinen Überschneidungen und Verkürzungen ist ziemlich kraftvoll und mit guter räumlicher Wirkung bewältigt. Im Gegensatz zum konventionellen Charakter der Kreidezeichnung spürt man hier mindestens den Ansatz zu einer persönlichen Handschrift. Vermutlich handelt es sich um die Vorstudie zu einer altgermanischen Landschaftskomposition, wie sie der phantasiereiche Maler in München zu entwerfen liebte.

Das dritte Blatt (Seite 25) ist nach der Rückkehr von München entstanden, wo Kellers Malermisere mit dem Anstreichen von Fahnenstangen ein ziemlich klägliches Ende gefunden hatte. Auf diese Studie bezieht sich eine Tagebuchaufzeichnung vom 17. Juli 1843 : « Nach der Natur gezeichnet. Ich habe eine große, alte Föhre angefangen mit Bleistift. Ich werde trachten, mir eine hübsche, genaue Zeichnung anzugewöhnen; denn, abgesehen davon, daß die Studienblätter an sich selbst einen innern Wert dadurch bekommen und mir noch lange

nachher zur Freude gereichen, so nützen sie mir auch bei der Anwendung mehr, als die rohen Farbenkleckse, die ich früher machte. Auch will es mich bedünken, daß es auch einem Landschaftsmaler gar nichts schadet, wenn er mit Bleistift oder Feder in einem gewissen Stile gewandt umzugehen weiß; wennschon viele es verachten und höchstens plumpe Schmieralien mit rußiger Kreide und Weiß zu machen wissen. Überdies kommt das gute Zeichnen mit der Feder einem sehr zu statten in dem Falle, wo man etwa auf den Gedanken kommt, etwas zu radieren.» Stärker noch als im Ölbild kann sich hier die zeichnerische Grundhaltung Kellers mit der Freude am ausdrucksvollen Linienduktus in straffer Stilisierung offenbaren. Bezeichnenderweise ist dieses Föhrenblatt Fragment geblieben. Auf der Rückseite findet sich ein Gedichtentwurf. Keller erlebte in jenen Monaten den entscheidenden Durchbruch der poetischen Begabung. Der Malerei gab er nun als « verworfener Halunkerei » den Laufpaß.

Was der *Dichter* dem Dezennium bildkünstlerischen Mühens verdankt, läßt sich schwer abschätzen. Neben Gezeichnetem und Gemaltem von der Hand des Jünglings stehen Bildideen, Aufsätze und nicht zuletzt Briefe, die das Übergewicht der dichterischen Anlage verraten. Zweifellos ist in den Malerjahren Kellers Beobachtungsgabe geschult und das Formengedächtnis entsprechend entwickelt worden. Für den Landschafter bedeuteten im besonderen der Wald, eine Baumgruppe oder vereinzelte Bäume Motive, die immer wieder zur künstlerischen Auseinandersetzung drängten. Der Dichter ist seiner Liebe zur Waldnatur treu geblieben. Lyrik und Epik bezeugen das mit gleicher Eindringlichkeit. Der Wald ist bei Keller kein abgedroschener formelhafter Begriff, sondern eine höchst lebendige, auf stärkstes Erlebnis zurückweisende Vorstellung. In den beiden « Waldliedern », die zum unvergänglichen Bestand nicht nur schweizerischer, sondern deutschsprachiger Lyrik überhaupt gehören, huldigt er dem Föhrenwald, der dem Schweizer zum Gleichnis unserer Demokratie wird : die schlanken Riesenkinder verweben ihre sonnverklärten Wipfel zu *einer* Bürgerkrone, und er dichtet den hinreißenden Hymnus auf den Eichenwald im Sturmesbrausen.

Schon immer war es eine für die Doppelbegabung Kellers charakteristische Eigenschaft, daß er in seinen Skizzenbüchern « Bildideen » niederschrieb und damit ein Motiv — meist war es erfunden, nicht in der Natur gefunden — in Worte faßte. Ja vielfach hatte es dabei sein Bewenden, weil der Künstler mit dem kühnen Gedankenflug des heimlichen Dichters nicht Schritt zu halten vermochte, wenn es sich um die bildkünstlerische Gestaltung handelte. Das Sinnbildliche und damit ein Inbeziehungsetzen, das dem Poeten ebenso selbstverständlich ist, wie es sich der Darstellung des Künstlers versagt, gibt schon einer Aufzeichnung des Neunzehnjährigen das charakteristische Gepräge :

« Eine *Eichenfamilie.* Baumgruppe, an einem Abhange ein seiner Äste beraubter, längst abgestorbener Eichstamm mit einer dichten Moosdecke überzogen, als der Urgroßvater dieser Familie. Ihm zur Seite zwei ebenfalls alte, schon vieler Blätter und Äste beraubte, doch noch

mächtige Eichen als seine Söhne; um diese herum mehrere jüngere Eichbäume in der vollsten Kraft und endlich, um alle und zwischen allen herum verteilt, ganz junger Eichenschlag als die spätesten Enkel des alten Stamms. Dieses ganz kleine Wäldchen ist nach und nach aus den Früchten des alten erwachsen und schützt und ehrt ihn jetzt, da er seines Schmuckes beraubt ist, mit seinen jungen grünen Laubgewölben. Eine Schar von Vögeln fliegt aus und ein bei dieser ehrwürdigen Haushaltung.» Was für ein herrliches Symbol der Familiengemeinschaft in ihrer Abfolge der Generationen, wo die Tragik des Alters und Verfalls durch die Idee der Verbundenheit und die Dankbarkeit und Pietät der aufstrebenden Jugend gemildert wird! Nur einem dichterisch Begnadeten kann eine Baumgruppe in der Landschaft zu solch tiefbedeutendem Gleichnis menschlicher Verhältnisse werden. Das ist bereits ein verheißungsvoller Vorklang zu den machtvollen «Waldliedern». In ihrem Geiste spricht der junge Karl Hediger, wenn er in seiner Festrede die um das Fähnlein gescharten sieben Aufrechten als «ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation» vorstellt, das jetzt für einen Augenblick vor den Wald heraustrete an die Sonne des Vaterlandstages. Und zu was für einem sinnfälligen Gleichnis wohlbehütet heranwachsender Jugend wird dem Dichter eine Baumschule, wie er sie in der Schlußpartie der Novelle «Das verlorene Lachen» so meisterhaft schildert!

In der gleichen Erzählung greift Keller ein Motiv wieder auf, das er verschiedentlich lyrisch behandelt hat, hier aber in epischer Breite entwickelt: das Fällen einer tausendjährigen Eiche, die überhaupt der Lieblingsbaum des Malers wie des Dichters ist. Die Tragödie der Wolfhartsgeereneiche wird als charakteristische Zeiterscheinung dargestellt, gegen die sich Keller mit leidenschaftlicher Anklage wendet. Sie muß sich auf Vorgänge beziehen, die sich vielleicht in seinen Staatsschreiberjahren abgespielt haben. Was von Seldwyla gesagt wird, dürfte auf gewisse zürcherische Praktiken gemünzt sein: An den Waldungen Seldwylas wird aus schnöder Gewinnsucht Raubbau verübt. Ihm sollte auch eine mächtige Eiche zum Opfer fallen, die «ihren jungen Wipfel noch in germanischen Morgenlüften gebadet hatte» und ein Monument darstellte, «wie kein Fürst der Erde und kein Volk es mit allen Schätzen hätte errichten oder auch nur versetzen können». Umsonst suchte Jukundus Meyenthal die Regierung zur Erhaltung des schönen Baumdenkmals zu bewegen. Es wurde ihm bedeutet, der Staat besitze wohl für Millionen Waldungen und könne diese nach Gutdünken vermehren, allein er besitze nicht einen Taler und nicht die kleinste Befugnis, einen schlagfähigen Baum auf Gemeindeboden anzukaufen und stehen zu lassen. Angewidert von der Baumschlächterei, erwirbt Jukundus die Wolfhartsgeereneiche, muß dann aber, in Not geraten, dem Schicksal seinen Lauf lassen. Das Fällen der Eiche wird für die Seldwyler zu einem eigentlichen Spektakelstück. Der erste Versuch, den Baum zu Fall zu bringen, mißglückt. Stundenlang mußte wieder gelöst und gesägt werden in den mächtigen Wurzeln. Endlich wurde der Platz

von den schmausenden Seldwylern weithin geräumt und das Tauwerk angezogen, und « nach einem minutenlangen starken Wanken, während einer wahren Totenstille, stürzte die Eiche auf ihr Antlitz hin mit gebrochenen Ästen, daß das weiße Holz hervorstarrte ». Ergötzlich schildert der Dichter das liliputanerhafte Gewimmel des Seldwylervolks über und um den Riesen. Es kennt keine Ehrfurcht und wird der Sache im Innersten doch nicht recht froh, ohne sich allerdings weitere Gedanken zu machen. Es wäre interessant, festzustellen, ob ein bestimmtes Vorkommnis dem Motiv der Wolfhartsgeereneiche zugrunde liegt. Die Tatsache, daß es schon in der Frühlyrik der vierziger Jahre mehrfach variiert wird, scheint eher dagegen zu sprechen, bedeutet aber keinen absolut zwingenden Ausschließungsgrund. Klagen über Waldfrevel aus gewinnsüchtigen Beweggründen finden sich, vom « Verlorenen Lachen » abgesehen, auch in « Dietegen » und sogar noch im « Martin Salander ». Hier dürften sich bestimmte Nachweise leichter erbringen lassen.

Paul Schaffner.

MITTEILUNGEN

Abschluß der Rodung Staatswald Embracher Hard

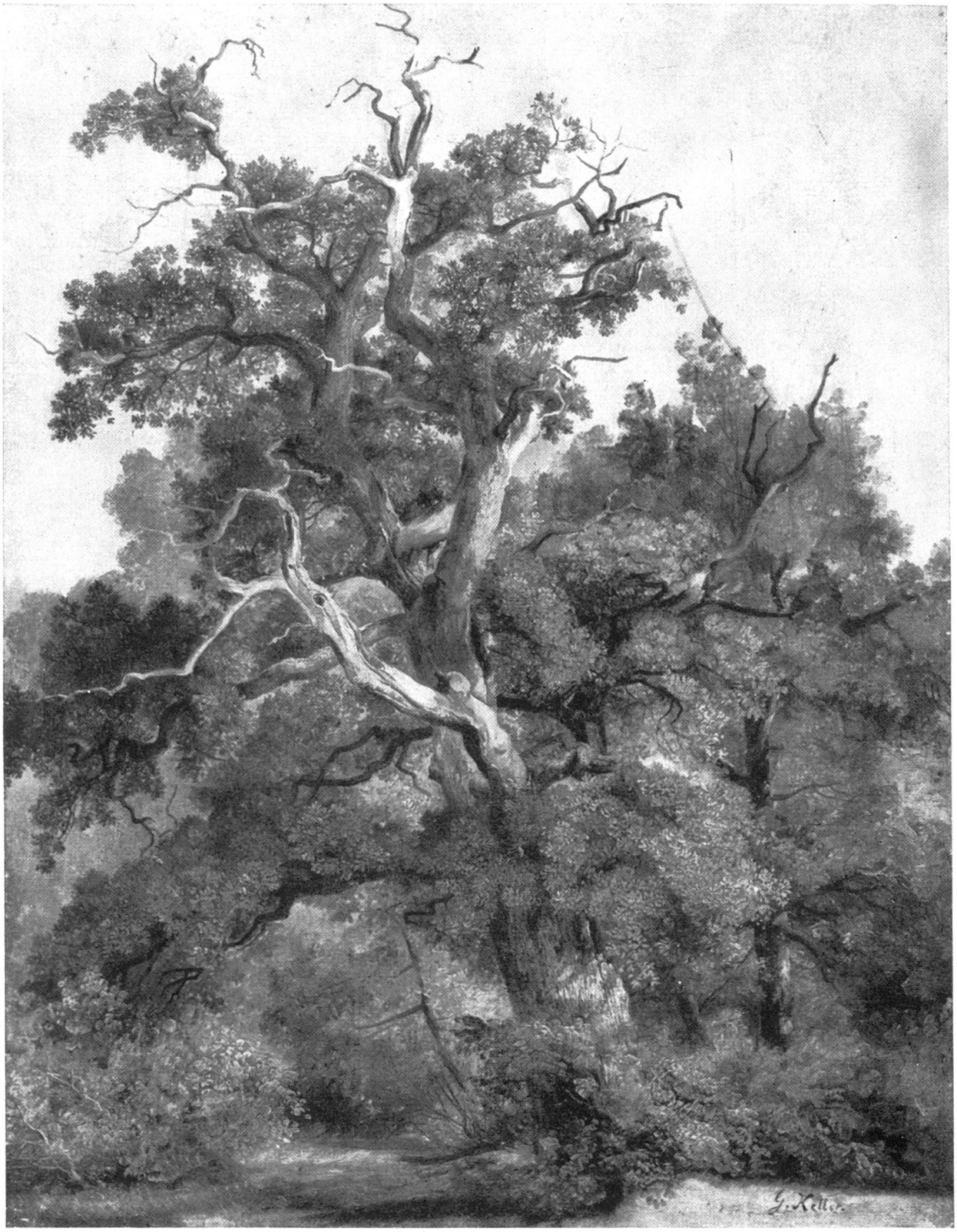
Es hat einmal einer jene Waldausbuchtung, welche noch bis vor wenigen Monaten weit hinein ins schöne Gesicht der Embracher Landschaft ragte, einen wüsten Vorsprung genannt. Er hat es in einem Ton gesagt, daß man glauben mußte, jeder Talbewohner nehme daran pro Tag wenigstens einmal Anstoß. — Nun ist er also nicht mehr da : das Hardholz ist ausgerissen. Und wenn man sich vom forstlichen Standpunkt aus alles überlegt, so muß man sagen, daß damit ein Stück mehr desjenigen Waldareals verschwunden ist, dem wir unsere besten Eichen, unsere zähesten Hagebuchen, unsere schönsten Ahorne entnehmen, dessen Föhren am gesuchtesten sind und in dem unsere stattlichsten Buchen gedeihen.

Es geht um die Heimat des Laubwaldes !

Die Bevölkerung der Station Embrach hat sich zwar daran gewöhnt, daß die Föhren und Tannen, derer sie in keiner Weise überdrüssig war, von ihrer Haustüre weggerückt sind. Und es stimmt, daß die Kartoffelernte auf dem neuen Ackerfeld für das eine Mal recht gut ausgefallen ist.

Aber beides, sowohl diese einmalige Ernte als auch das stillschweigende Einverständnis zur neuen Landschaftsgestaltung, will nichts besagen in bezug auf die Frage, in welchem Verhältnis die Flächen der Forst- und Landwirtschaft zueinander stehen sollen und auch auf die Frage, wie die volkswirtschaftlich größte Ausbeute zu erzielen sei.

Wer hierzu die Antwort geben will, sieht sich bald mitten im Gedränge der Probleme, aus dem er sich nicht leicht herauswindet. Darf man gleich auf einen Punkt hinweisen ? Wie soll unser Land aussehen zur Zeit, da die Bevölkerungszahl noch einmal so hoch ist wie



Eichen. Ölbild von Gottfried Keller

Aus dem Werk „Gottfried Keller als Maler", Atlantis Verlag